

## ENTZAUBERUNG ODER KOSMISCHE SYMBIOSE?\*

In seinem berühmt gewordenen Vortrag *Wissenschaft als Beruf* formulierte Max Weber 1917 die noch berühmter gewordene These von der „Entzauberung der Welt“.<sup>1</sup> Ein Jahr zuvor erschien von Georg Lukács die *Theorie des Romans*, in der sich die nicht weniger berühmt gewordene Formulierung von der „transzendentalen Obdachlosigkeit“ findet, die unsere Moderne kennzeichnet.<sup>2</sup> Wenige Jahre später liefert Walter Benjamin noch das Stichwort vom Kapitalismus als Religion und erklärt, dass mit der Verunübersichtlichung der Welt auch das Ende des Erzählens gekommen ist und die Geschichte aus nichts als einer Anhäufung von Katastrophen besteht.<sup>3</sup> 1947 wiederum erscheint von Horkheimer und Adorno die *Dialektik der Aufklärung*, in der es summarisch heißt: „Das Programm der Aufklärung war die Entzauberung der Welt.“<sup>4</sup>

All das gehört zu unserer intellektuellen Muttermilch und unserem zeitdiagnostischen Handwerkszeug, inklusive der Begriffe Entfremdung und Verdinglichung. Seit zwei, drei Jahrzehnten begegnet man ihnen ein bisschen weniger, weil der postmoderne Geist ein lockereres Verhältnis zum Kapitalismus besitzt und ihn weniger für alles Übel verantwortlich macht, als seine unendlichen Möglichkeiten schätzt. Dass die Welt entzaubert ist, darüber jedoch herrscht nach wie vor halbwegs Konsens, und zwar deshalb, weil wir nicht mehr wie früher naiv an einen Gott oder sonst einen Sinn glauben.

Nur fragt sich, ob die Welt damit tatsächlich entzaubert ist. Ebenso stellt sich die Frage, ob Entzauberung lediglich ein modernes Phänomen ist oder ob sie nicht immer schon zum Geist des Abendlands gehört. Und es fragt sich auch, was das Gegenteil von Entzauberung wäre und wie eine nicht entzauberte Welt aussähe.

Was den Glauben an Gott angeht, so gelten Ludwig Feuerbach, Karl Marx und Sigmund Freud als die drei großen Entzauberer, deren Argumente bis heute die Grundlagen jeder Religionskritik bilden. Feuerbach hebt hervor, dass jene Bilder, die wir uns von Gott machen, nichts über Gott erzählen, sondern Auskunft über unsere Vollkommenheitswünsche geben. Gott ist ein übergroßer Spiegel unserer Hoffnungen und Ängste, eine Projektionsfläche unserer Leiden und

---

\* Öffentlicher Vortrag am 24.6.2016 an der IPU in Berlin zur Eröffnung des kulturpsychoanalytischen Workshops der DPV. Das diesjährige Thema des DPV-Kulturworkshops lautete: „Entzauberung und Zerstörung. Über das Schicksal der Umwelt in der sorg(e)losen Moderne“. Wir danken Herrn Karl-Heinz Ott ganz herzlich dafür, seinen Vortrag hier im DPV-Info veröffentlichten zu dürfen.

<sup>1</sup> Max Weber: *Wissenschaft als Beruf* (1917). Berlin 1975, p. 17

<sup>2</sup> Georg Lukács: *Theorie des Romans* (1916). München 1994, p. 32

<sup>3</sup> Walter Benjamin: *Kapitalismus als Religion*. GS VI, Ffm. 1985, pp. 100-103; *Der Erzähler*, GS II, 2, Ffm. 1980, pp. 438-465; *Über den Begriff der Geschichte*, GS I,2, a. a. O., pp. 691-704

<sup>4</sup> Horkheimer/Adorno: *Dialektik der Aufklärung* (1947). Amsterdam 1968, p. 13

Begierden. Auch für Marx steht fest, dass nicht Gott den Menschen, sondern der Mensch Gott erschaffen hat. Fatal ist in seinen Augen freilich, dass religiöse Jenseitsfantasien als Opiat dienen, mit dem der Mensch sich in eine vollkommene Welt hinausträumt, statt die hiesige zu verändern. Für Freud wiederum entspringt die Idee Gottes dem so kindlichen wie illusionären Wunsch nach einem allmächtigen Vater, der uns hilflosen Wesen Schutz bietet, uns aber auch Gesetze aufzwingt, die für Gerechtigkeit sorgen sollen.

Feuerbach, Marx und Freud glaubten, die Religion würde verschwinden, wenn wir ihre Entstehungsgründe durchschauen. Damit haben sie alles andere als Recht bekommen. Denn wie wir überall sehen, leben die Religionen munter fort. Der radikale Islam bezieht – wie jeder politische Manichäismus – seine Faszination gerade daher, dass er die Welt von allem Bösen befreien will, und zwar sofort und mit allen Mitteln. Aber auch die sanft gewordenen Religionen sind weit davon entfernt, sich zu verabschieden. Sie haben sich gewandelt, doch nicht aufgelöst. Und sie haben sich jede Art von Religionskritik selbstkritisch einverleibt und dazugelernt. Inzwischen wird der Religion sogar von unerwarteter Seite die Reverenz erwiesen, wie etwa von Habermas, der seit einiger Zeit betont, dass die normativen Grundlagen von Staat und Gesellschaft sich letztlich aus Quellen speisen, die bloßer Vernunft vorausgehen und tiefer liegen. Im Übrigen lässt sich gegen Feuerbach einwenden, dass nicht jede Projektion eine falsche Projektion sein muss. Und was den Marxismus angeht, so haben wir erlebt, dass er zu einem schlimmeren Opiat werden konnte als so mancher Gottesglaube. Freuds Hoffnung auf das Ende der religiösen Illusion wiederum kündigt von einem Aufklärungsglauben, der selbst von religiöser Blindheit zeugt und heute bloß noch von atheistischen Hardlinern verfochten wird.

Selbst der gängige Glaube, in unseren Weltgegenden sei die Religion reine Privatsache geworden, entspricht allenfalls der halben Wahrheit. Wir sind von einer Kultur umhüllt, die seit Jahrtausenden religiös unterströmt ist und bis heute biblische Prägung besitzt, auch dort, wo es einem nicht bewusst ist. Und was die praktische, sichtbare Seite der Religion angeht, so lässt sich die kirchliche Sozialarbeit aus unserem Leben schwer wegdenken. Ganz zu schweigen davon, dass religiös motivierte Standpunkte in öffentlichen Debatten häufig als moralisches Korrektiv gegen bloße Realpolitik dienen. Allein mit Blick auf den Fall der Mauer muss man feststellen, dass sich in der DDR die Widerstandsbewegung vor allem um protestantische Zirkel herum organisiert hat. In eine andere Richtung dagegen zielt, was sich derzeit in Polen und Ungarn abspielt, wo das Christentum für nationale Wiedererweckung und Abschottung herhalten muss.

Während in Europa auf die Trennung von Staat und Kirche zumindest verfassungsrechtlich größter Wert gelegt wird, spielt die Religion in den USA eine kaum zu unterschätzende Rolle. Offiziell werden auch dort die Sphären auseinandergehalten, de facto erlebt man häufig das Gegenteil. Nicht nur der Kampf von Martin Luther King, auch der Feldzug George W. Bushs gegen das Reich des Bösen zeigt, dass dort das Christentum auf ganz unterschiedliche und auch gegensätzliche Weise Motor der Politik ist. Angesichts all dessen lässt

sich feststellen, dass ein zentraler Pfeiler der Entzauberungstheorie, nämlich die Säkularisierungsthese, längst am Wackeln ist. Gar nicht zu reden davon, dass Jesus mit seinem Satz: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes!“ selbst zur Trennung von Religion und Politik aufgerufen hat. Was heißt, dass das Christentum sich genau genommen nach einer langen Geschichte des Selbstmissverständnisses erst in der Moderne zu verwirklichen beginnt. Und was bedeutet, dass ein nicht unwesentlicher Teil dessen, was wir Entzauberung nennen, sich dem Christentum selbst zu verdanken hat. Spätestens der Anschlag auf *Charlie Hebdo* hat vor Augen geführt, wie selbstverständlich wir voraussetzen, dass Religion keinen Anspruch auf öffentliche Tabus mehr besitzt. Für einen Nicht-Gläubigen gibt es nichts Heiliges mehr, zumindest nicht in religiöser Hinsicht. Aber auch viele Gläubige empfinden nichts Schlimmes dabei, wenn sakrale Symbole dem freien, liederlichen Spiel der Fantasie ausgesetzt sind. Die Welt kennt nichts Heiliges mehr, zumindest nicht die westliche. Womit wir uns dem schlimmsten Vorwurf gegenübersehen, den die Islamisten erheben. Bin Ladens ‚*Brief an Amerika*‘, der 2002 im *Guardian* abgedruckt worden ist, besteht aus einer einzigen kriegerischen Klage, die lautet: Ihr Westler seid bis ins Mark verrotten.<sup>5</sup> Was Bin Laden vorbringt, lässt sich auch bei Rousseau finden, nur mit anderem Begründungsmuster. Rousseau argumentiert im Namen der wahren Natur, Bin Laden im Namen des Korans. Beide entsetzen sich über eine Zivilisation, die in ihren Augen aus Dekadenz besteht. Beide wollen die Menschheit vom falschen westlichen Weg wieder auf den wahren zurückführen. „Es ist traurig, Euch sagen zu müssen, dass Ihr die schlimmste Zivilisation seid in der Geschichte der Menschheit“, heißt es bei Bin Laden. Es ist ein Satz, der sich ebenso in Rousseaus *Abhandlung über die Wissenschaften und Künste* finden lassen könnte. Hier wie dort ist von Ausschweifung, Verbrechen und Korruption die Rede und davon, dass wir hier durch und durch verdorben sind.

Jenseits solcher moralischen Verdikte stellt sich allerdings die Frage, ob sich etwas Heiliges zurückgewinnen ließe, das von allen gleichermaßen respektiert würde.

Könnten wir einen gewissen Zauber restituieren, wenn wir wieder Tabus einführen, wie es etwa Martin Mosebach fordert? Mosebach zeichnet das Bild einer öde gewordenen Welt, in der vor allem die Kunst jeden Stachel verloren hat, seit sie völlig risikolos Skandale und Skandälchen zu produzieren versucht, die aus Mangel an Tabus bloß noch müdes Schulterzucken hervorrufen.<sup>6</sup> Wir leben, heißt das, in einer erbärmlich banalen Welt, die nichts mehr kennt, was größer ist, als sie selbst. Und genau das, könnte man sagen, bedeutet Entzauberung.

Vielleicht kann man das Signum der Moderne vor allem darin sehen, dass es – wie wir in Auseinandersetzung mit dem Islam unentwegt hervorheben – keine naiven Lesarten Heiliger Schriften mehr gibt. Und nicht nur Heiliger Schrif-

---

<sup>5</sup> Bin Laden's ‚Letter to America‘. In: *The Guardian*, 24.11.2002

<sup>6</sup> Martin Mosebach: *Vom Wert des Verbotens*. Frankfurter Rundschau, 18.06.2012

ten, sondern von allem und jedem. Das Mehrdeutige hat die Regentschaft übernommen und das Ambivalente. Den Königsweg zur einzigen, alleinigen Wahrheit gibt es nicht mehr oder, anders formuliert, die Wahrheit selbst ist nur noch im Plural zu haben. Wir sind längst wieder Polytheisten geworden, zumindest hier im Westen. Ein bisschen dramatischer ausgedrückt heißt das: Wir haben keinen Boden mehr unter den Füßen und kein sinnstiftendes Firmament über dem Kopf.

Andererseits fragt es sich, ob das tatsächlich eine exklusive Eigenschaft der Moderne ist. Einen Epikur und Lukrez und die Schule der Skeptiker hat es schon vor Jahrtausenden gegeben, und auch alle Arten von Un- und Halbgläubigen. Neu an der Neuzeit ist, dass sich das inzwischen überall herumgesprochen hat. Für Max Weber war genauso wie für Karl Marx klar: Die Entzauberung setzt mit dem Kapitalismus ein, der allein noch den freien Markt, die Verwissenschaftlichung, das Spezialistentum, die Fragmentierung und damit das, was man Entfremdung nennt, kennt. So weit, so gut. Und trotzdem muss man sich fragen: Wann und womit fing die Entzauberung der Welt tatsächlich an?

Bevor er den Schierlingsbecher trinken muss, sitzt Sokrates ein letztes Mal mit seinen Freunden zusammen, die ihn zur Flucht bewegen wollen. Er winkt ab und behauptet, vor dem Tod müsse man sich nicht fürchten, da lediglich der Leib hinfällig sei, die Seele aber weiterlebe. Er versucht das mit allerlei Argumenten, logischen Schlüssen und bildlichen Vergleichen zu beweisen. Weil die Freunde von alledem nicht wirklich überzeugt sind, erklärt er schließlich: Wenn das alles nichts nützt, lasst uns auf den Mythos zurückgreifen und hören, was er dazu erzählt. Worauf Sokrates, wie man es sonst gar nicht von ihm kennt, in poetischem Überschwang vom Acheron erzählt und vom Styx und vom Tartarus und auch von jenen schöneren Orten, wohin die rein gewaschenen Seelen kommen. Als er mit seiner Schilderung zu Ende ist, fügt er hinzu: Wir sind zwar vernünftige Leute und glauben an so etwas nicht, doch manchmal lohnt es sich, so zu tun, als glaube man daran.<sup>7</sup>

Eine Schrift des Altphilologen Paul Veyne trägt den Titel: „Glaubten die Griechen an ihre Mythen?“ Es findet sich darin der Satz: „Im Vergleich zu den christlichen oder marxistischen Jahrhunderten weht durch die Antike oft ein Hauch von Voltaire.“<sup>8</sup> Ähnlich wie von Veyne das Verhältnis der Griechen zu ihren Göttern beschrieben wird, verhält es sich bei uns mit dem Christkind, das die Weihnachtsgeschenke bringt und an das die Kinder noch glauben, während die Großen bloß das Ritual nicht missen möchten. Man will ein bisschen Zauber ohne wirklichen Zauberglauben.

Dass der Atheismus schon in der Antike zu Hause war, ist bekannt, und auch, dass es damals noch keine religiösen Dogmen gab. Allerdings besitzt die Antike viele Gesichter. Winckelmann zeichnete sie als Kunstparadies, in dem Maß

---

<sup>7</sup> Platon: Phaidon 106d – 115a

<sup>8</sup> Paul Veyne: Glaubten die Griechen an ihre Mythen? (1983). Trad. Markus May, Ffm. 1987, p. 102

und Schönheit regierten und keine Extreme das Leben prägten. Hölderlin sehnte sich nach jener griechischen Götterwelt zurück, der ein freudloses Christentum den Garaus gemacht hat. Jacob Burckhardt wiederum räumte mit solchen idealischen Griechenbildern auf und behauptete, dort habe bloß der *agon* regiert, also Wettkampf und Wettstreit, und zwar in allen Bereichen, vom olympischen Sport bis zur Besserwissererei des Sokrates. Nietzsches dionysische Antike dagegen erreichte ihren Höhepunkt bereits, bevor der Kult des Denkens und Schreibens aufkam. In seinen Augen machten der viel zu abgebrüht dichtende Euripides und der klügelnde Sokrates die orgiastische Welt kaputt und zwangen alles Leben unter die Knute der Vernunft. Auch Heidegger konnte bloß bei den Vorsokratikern noch ein kosmisches Ganzes entdecken, das nicht in katasterartige Begriffsgestelle zerlegt und dem Diktat des rechnenden Denkens unterworfen wurde. Für Adorno und Horkheimer dagegen beginnt die Zerfallsgeschichte schon bei Homer, der mit Odysseus vorführt, wie pervers Naturunterdrückung funktioniert, indem er seinen Ruderern die Ohren verstopfen und sich selbst an den Schiffsmast fesseln lässt, um auf qualvolle Weise den Gesang der Sirenen genießen zu können, ohne ihnen verfallen zu müssen. Naturbeherrschung also, wohin man blickt, und zwar gegen das eigene, innere Selbst ebenso wie gegen das, was einen umgibt. In der Antike begegnen wir bereits allem, was im 20. Jahrhundert mit den Begriffen der instrumentellen Vernunft, der Verdinglichung und der Entzauberung identifiziert wird.

Oder setzt die Entzauberung doch erst mit der christlichen Entrümpelung der von Göttern und Geistern durchwirkten Natur ein? Bei Plutarch, der um 50 nach Christus geboren wird, findet sich die Geschichte von Seereisenden, die nach dem Abendessen beim Wein sitzen und bei Windstille von einer Insel her eine Stimme vernehmen. Sie trägt dem ägyptischen Steuermann auf, noch vor dem Einlaufen in den nächsten Hafen ins Land hinein zu rufen: Der Große Pan ist tot! Verwundert fragt der Steuermann sich, ob es besser ist, der Stimme zu folgen, oder nicht, und beschließt, bei günstigem Wind einfach weiterzufahren, bei erneuter Meerestille der Aufforderung nachzukommen. Als sich vor der nächsten Küste wieder die Winde legen, ruft er: Der Große Pan ist tot. Worauf vom Land her ein Klagen zu vernehmen ist und wirres Geschrei.

Weil sich an Bord zahlreiche Passagiere befinden, wird die Geschichte, wie Plutarch berichtet, bald schon Kaiser Tiberius zugetragen, der Nachforschungen anstellen lässt. Nicht das erste Mal in seiner Regierungszeit sieht Tiberius sich vor ein Rätsel gestellt. Schließlich ist Pontius Pilatus sein Statthalter in Judäa, wo sich nicht weniger mysteriöse Dinge zutragen. Denn es läuft dort ein junger Mann herum, der sich als Gottes Sohn ausgibt und deshalb gekreuzigt worden ist, nach drei Tagen allerdings wiederauferstanden sein soll, wie seine Anhänger behaupten.

Beide Geschichten klingen ziemlich merkwürdig, nur dass die Berichterstatter beide Male betonen, dass es eine Menge Zeugen gibt, die sie bestätigen können. Plutarch hebt ebenso wie die Evangelisten hervor, dass es sich nicht um Fabeleien und Fantastereien handelt. Beide Ereignisse zeitigen denn

auch ihre Wirkung, zumal gut zweihundert Jahre danach Konstantin der Große das Ende der heidnischen Götterwelt besiegelt, indem er das Christentum zur Staatsreligion erklärt.

Pan, das ist der Gott der Flora und Fauna, ein Zwitterwesen aus Mensch und Ziegenbock, das Inbild einer Natur, die aus Trieb und Drang besteht, in ihrer Animalität aber auch etwas Göttliches besitzt. Pan repräsentiert einen Kosmos, in dem die Götter reichlich menschlich daherkommen und wo es keinen Himmel über und keine Hölle unter der Erde gibt und auch kein Jüngstes Gericht, vor dem man sich nach dem Tod zu verantworten hat. Zu Pan kann man weder beten noch ihn um etwas bitten. Er steht für den Kreislauf von Entstehen und Vergehen, dem alles unterworfen ist außer den Göttern.

Plutarchs Geschichte findet sich in einer Abhandlung mit dem Titel: *Vom Verschwinden der Orakel*.<sup>9</sup> Die Flüsse, heißt es da, seien einst voll strömenden Wassers gewesen, nun habe das Land die große prophetische Dürre heimgesucht. Plutarch müht sich nicht mit Deutungen ab, doch vieles, wovon er berichtet, deutet auf die antike Götterdämmerung hin. Vielleicht ist es Pan selbst, der übers windstill gewordene Meer seinen eigenen Tod ausruft und den Steuermann auffordert, seine Botschaft in die Welt hinaus zu tragen. So wie auf andere Weise Jesus seine Jünger auffordert: Geht hinaus in die Welt und verkündet die frohe Botschaft. Der eine gibt seinen Untergang bekannt, der andere behauptet, alle Menschen seien Gottes Ebenbild. Damit steht der Mensch, und zwar jeder einzelne, auf einmal ganz anders da, als wenn er nur Sklave oder der Ruderknecht von Odysseus ist. Es bedeutet zum einen, dass alle Menschen gleich sind, und zum andern, dass der Mensch über den anderen Kreaturen steht und die Erde für ihn geschaffen ist. Das Christentum legt das Fundament für jenen anthropozentrischen Humanismus, der das alttestamentarische Gebot: Macht euch die Erde untertan! bis zum Äußersten treibt. Dies alles ist für mich gemacht, kann sich der Mensch von da an sagen: die Tiere, die Bäume, die Flüsse, die Luft. Und ich kann damit machen, was ich will.

Und er sagt es sich so lange, bis sichtbar wird, welche Folgen das schlimmstenfalls hat. Er handelt nach diesem Gebot, bis die Klage aufkommt, dass der Mensch durch Fleiß und Wissenschaft immer barbarischer in die Natur eingegriffen hat und dadurch selbst zum Barbaren geworden ist. So jedenfalls liest es sich bei Rousseau und Hölderlin. Indem der Mensch sich der Natur entfremdet habe, habe er sich auch sich selbst entfremdet, lautet die romantische Klage. Und während diese Klage immer lauter wird, sammelt man Volkslieder und Märchen, um noch etwas von der früheren Welt zu retten. Und man besingt Bäche, Wälder und Wipfel, durch die allein noch sich die wahre Sprache der Natur kundtut. Man legt aber auch Parklandschaften an, in die man sich vor den Zumutungen der Verstädterung zurückziehen kann. Manche sehnen sich auch nach dem Mittelalter zurück, wo das beißende Licht der Aufklärung einen noch nicht geblendet und verblendet gemacht hat.

---

<sup>9</sup> Plutarch: *Moralia V*. Trad. Frank Cole Babbitt. Cambridge, London 1993, pp. 347 – 501, hier pp. 362, 401 ff.

Wie ein Leben in wiedergefundener Eintracht mit der Natur aussehen könnte, schildert Rousseau auf Hunderten von Seiten in seinem Erziehungsroman *Emile*. Voraussetzung dafür ist ein Leben in Abgeschlossenheit, da allein die Absonderung von der verderbten Gesellschaft zu echter Selbstentfaltung in Übereinstimmung mit der Natur führen kann. Verwirklichen lässt sich dieses Ideal zu Rousseaus Zeit nur in abgelegenen Schlössern oder Eremitagen, zu denen abgeschirmte Wäldchen und Gärten gehören. Anderswo würde man sich sofort wieder mit den Übeln der Welt infizieren, was mit allen Mitteln verhindert werden muss. Wer nach Authentischem strebt, muss die Verbindungen zur Welt kappen, solange diese Welt nicht selbst authentisch ist. Was bei Rousseau ganz konkret heißt, dass man Kinder nicht mit Bildungsgütern konfrontieren darf, die ihren Blick von der natürlichen Umwelt ablenken und ihnen fremde Gedanken und Fantasien aufzwingen. Lektüre ist bis zum fünfzehnten Lebensjahr verboten, ausgenommen botanische Bestimmungsbücher und ähnliche Werke. Selbst La Fontaines Fabeln haben in Kinderzimmern nichts zu suchen, zumal sie bloß lehren, wie man andere austrickst und sie dabei auch noch lächerlich aussehen lässt, wie allein die Geschichte vom Fuchs und Raben beweist.

Da Rousseau eine klare Vorstellung von einem nicht entfremdeten Leben besitzt, ist sein pädagogischer Weg zum natürlichen Selbst mit lauter Verboten gepflastert. Seine Art der Erziehung kann nur gelingen, wenn die Tutoren der Kinder über jeden Schritt ihrer Schützlinge wachen. Nur sie als Experten können entscheiden, was wirklich natürlich ist und was nicht. Will man die wahre Natur des Kindes nicht durch Vorurteile und falsche Vorschriften ersticken, muss man sie vor tausenderlei Gefahren bewahren. Und dazu gehören in erster Linie Bücher. Erlaubt ist in Rousseaus pädagogischem Kosmos nur ein einziges Buch, nämlich *Robinson Crusoe*, in dem eine Welt vorgeführt wird, die keine verrotteten Konventionen kennt.

Wo romantische Ursprünglichkeitsfantasien nach Verwirklichung drängen, hat das vielgerühmte Spontane nicht mehr viel zu suchen. In Bertold Auerbachs 1846 erschienener Erzählung *Die Frau Professorin*<sup>10</sup> lernt ein Landschaftsmaler mit Professortitel auf seinen Streifzügen durch den Hotzenwald eine Wirtstochter kennen, die ihm als Inbild unverbildeter Natur, als Wesen voller Harmonie, als leibhaftige Unschuld und reinstes Himmelsgeschöpf erscheint. Er bittet ihren Vater an, sie zur Frau nehmen zu dürfen, was ihm nach anfänglichen Widerständen auch gewährt wird. Auf seinen Gemälden feiert der Maler die Waldeinsamkeit, die dörfliche Sonntagsfrühe und das schlichte Volk bei Tanz und Gesang. Am Hochzeitstag allerdings kann er es kaum erwarten, mit der Braut davonzueilen und dem Hotzenwald auf immer Ade zu sagen. Kaum dass die zwei in der Kutsche sitzen, fängt den Maler sein unschuldiges Naturkind allerdings an zu nerven. Während er mit verklärtem Blick überall Haine und Auen entdeckt, redet sie bloß über den Stand der Kartoffeln und die Ochsen auf den Äckern, und das auch noch in einem

---

<sup>10</sup> Berthold Auerbach: *Die Frau Professorin* (1846). In: Schwarzwälder Dorfgeschichten, Stuttgart 1984, pp. 138 - 281

Dialekt, mit dem sich weder subtile Gefühle kundtun lassen noch große Gedanken. Statt sich in seligen Gedanken zu ergehen, stiert sie nur in die Landschaft hinaus und ist auf dem Weg durch die Alpen nicht einmal in der Lage, angemessene Worte für das Gefühl des Erhabenen zu finden. Entsetzt über so wenig Begeisterungsfähigkeit schwingt der Maler sich zum romantischen Schulmeister auf, der ihr echte Empfindungen einbläuen will. Doch es gelingt ihm nicht, auch nicht in dem Residenzstädtchen, wo sie dann leben und wo ihr Mann schon bald dafür sorgt, dass seine Frau kaum noch das Haus verlässt. Denn sie hat bei einem Konzert ohne jede Scham erklärt, dass ein einfacher Walzer ihr lieber sei als eine Beethoven-Sinfonie. Auch beim *Wilhelm Tell* hat sie sich nur an ihren Vater erinnert gefühlt, der in seiner Jugend genauso ein Kerl gewesen sei. So geht das Unglück seinen Gang, und zwar so lange, bis sie eines Tages beschließt, wieder in ihr Dorf zurückzuziehen, wo sie fortan mit städtischer Garderobe durch die Gassen stolziert. Zurück zur unverfälschten Natur geht es nicht ohne Domestikationstorturen.

Einer weniger praktisch ausgerichteten Ursprungssehnsucht begegnen wir in Hölderlins *Hyperion*, hinter dessen Klage über den Weltzustand sich das Verlangen verbirgt, wieder „Eines zu sein mit Allem, was lebt. In seliger Selbstvergessenheit wiederzukehren ins All der Natur“.<sup>11</sup> Dieses All-Einheits-Begehren wird inständig beschworen in Hölderlins Briefroman, der genau genommen gar kein Briefroman ist, da im Grunde nur einer spricht, nämlich Hyperion, dessen Briefpartner vor allem als Echo fungieren, das seine elegischen Aufwallungen bestätigt und bestärkt. Es ist ein einziger Klagegesang, der kein Für und Wider kennt, sondern aus dem tausendfach variierten Vorwurf besteht, dass die Welt kalt und barbarisch ist, weil sie nicht den Gefühlen und Herzenswünschen des bedauernswerten Hyperion entspricht.

In einer kurzen philosophischen Reflexion mit dem Titel *Urteil und Sein* führt Hölderlin den Begriff des Urteils auf den Akt der Ur-Teilung zurück, bei der etwas auseinandergerissen wird, das ursprünglich zusammengehört.<sup>12</sup> Das Ur-Teilen spaltet ein Ganzes und lässt nur Stücke zurück. Hölderlin spricht von einer Verletzung, die einsetzt, wo ich Ich zu mir sage und mich in ein sprechendes, denkendes Subjekt und in ein gedachtes, sprachlich erfasstes Objekt aufspalte. Die Einheit dieser beiden Ichs, so betont Hölderlin, besteht jedoch nicht in einer Ich-Identität, die Subjekt wie Objekt umfasst, sondern in jenem absoluten Sein, in das keinerlei Bewusstsein vor- beziehungsweise zurückzudringen vermag. Es ist, lax gesprochen, die Ursuppe, aus der wir alle kommen, eine Welt, die nur ein unendliches Eins-Sein kennt und der nichts fremder ist als Ambivalenz. Auch wenn wir im *Hyperion* lesen, dass uns Menschen ein anderes Schicksal beschieden ist als jenen „seligen Genien“, die „in ewiger Klarheit wandeln droben im Licht“, glaubt Hyperion an eine Zukunft, in der die alten Götter wiederkehren und von der es

---

<sup>11</sup> Friedrich Hölderlin: *Hyperion oder der Eremit in Griechenland* (1797/99). Werke und Briefe, ed. Beißner/Schmidt. Bd. 1, Ffm. 1969, p. 297

<sup>12</sup> Ders.: *Urteil und Sein*. Werke und Briefe, ed. Beißner/Schmidt, Bd. 2, a. a. O., pp. 591 f.



heißt: „Es wird nur Eine Schönheit sein; und Menschheit und Natur wird sich vereinen in Eine allumfassende Gottheit.“<sup>13</sup>

„Wie schön wäre es, wenn die äußeren Umstände immerzu das Bild unserer Herzensverfassung abgäben“, heißt es auch in jener *Abhandlung über die Wissenschaften und Künste*, die Rousseau über Nacht berühmt macht.<sup>14</sup> Allerdings könnte allein die Rückkehr ins Mutter-Magma diesen Zustand wiederherstellen und alles Fremde und Befremdliche auslöschen. Wo es Gesetze gibt und Normen und Formen, ist die Einheit zerstört und die Welt zerbrochen. Es gibt dort keine Symbiose mehr, sondern nur noch Splitter. Wo Grenzen existieren, hat die Welt ihren Glanz verloren. Man kann sich in ihr nicht mehr spiegeln wie im glänzenden Auge der Mutter. Rousseau verliert seine Mutter im Kindsbett und wächst unter Umständen auf, die keinerlei Ersatz bieten können. Der Vater, eine Spielernatur, muss wegen einer Schlägerei aus Genf fliehen und überlässt den Sohn seinem Schicksal. Er wird von hierhin nach dorthin geschoben und muss bei allem Elend noch mit dem Gefühl leben, für den Tod seiner Mutter verantwortlich zu sein.

„An dich“, formuliert Rousseau gleich auf den ersten Seiten seines *Emile*, „an dich wende ich mich, zärtliche und fürsorgliche Mutter, die du ... das heranwachsende Bäumchen vor dem Schock menschlicher Irrtümer zu schützen wusstest! ... Friede die Seele deines Kindes beizeiten ein.“ Das Wort Mutter versieht Rousseau mit einem Sternchen, wozu er in einer Fußnote erläutert: „Die erste Erziehung ist die wichtigste, und diese erste Erziehung ist unbestreitbar Sache der Frauen: Wenn der Schöpfer der Natur gewollt hätte, dass es Sache der Männer sei, so hätte er ihnen Milch zum Nähren der Kinder gegeben.“<sup>15</sup>

Zum Auftakt seiner *Bekenntnisse* heißt es: „Meine Geburt war mein erstes Unglück.“<sup>16</sup> Jenes Magma, in dem noch alles gut war, erhält bei ihm fortan den Namen Natur. Natur, das ist die gute Mutter Erde, die Allnährende, Sorgende und Schenkende. Das Gegenteil von Natur heißt Gesellschaft. Sie bildet das Reich der Konventionen, Gesetze und Gebote. Lange vor Marx findet sich in Rousseaus Schriften der Begriff *aliénation*: Entfremdung. Er zielt bei ihm weniger auf fragmentierte Arbeitsprozesse, als auf eine Störung, bei der Ich und Welt derart aus dem Gleichgewicht sind, dass auch das Verhältnis zu sich selbst etwas Erratisches bekommt.

Von früh an ist für Rousseau die Welt das Andere, zu Bewältigende, Feindliche. Zeitlebens bleibt sie für ihn das Falsche. Bis zuletzt führt er ein Nomadenleben und will nie das Gefühl loswerden, nirgends dazuzugehören. Die Gier nach

---

<sup>13</sup> Friedrich Hölderlin, a. a. O., Bd. 1, pp. 423, 301, 375

<sup>14</sup> Jean-Jacques Rousseau: *Abhandlung über die Frage, ob die Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste zur Läuterung der Sitten beigetragen hat?* (1750). Schriften I, hg. v. Henning Ritter, Ffm., Berlin, Wien 1981, p. 35. Eigene Übersetzung des Satzes: „Qu'il serait doux de vivre parmi nous, si la contenance extérieure était toujours l'image des dispositions du coeur ...“

<sup>15</sup> Ders.: *Emile oder Über die Erziehung* (1762). Trad. Eleonore Skkommodau. Stuttgart 2006, pp. 107 f.

<sup>16</sup> Ders.: *Die Bekenntnisse* (1782). Trad. Alfred Semerau. München 1978, p. 11

Ruhm streitet sich in ihm mit dem Drang nach endgültiger Weltabkehr. Immer wieder zieht es ihn nach Paris, obwohl für ihn diese Stadt den Gipfel der Naturwidrigkeit darstellt. Doch das Leben auf dem Land vergönnt ihm auch keine Ruhe. Ist er in Paris, verkündet er aller Welt, nur noch auf einer einsamen Insel leben zu wollen; hält er sich im Abseits auf, drängt es ihn wieder nach Paris zurück, hin und her und her und hin.

In radikalen Zerstörungsfantasien bricht sich die Sehnsucht nach Beendigung des nur noch als zersplittert empfundenen Weltzustands zweihundert Jahre später bei Walter Benjamin Bahn. Immer wieder imaginiert er eine allumfassende Katastrophe, die den Sinn besitzt, dass die Welt, an der sich nichts mehr retten lässt, von jetzt auf gleich in Trümmer fällt. Weil auf evolutionärem Weg kein Heil zu erwarten ist, kann in einem Akt göttlicher Gewalt nur ein allgewaltiger Blitz einschlagen und für tabula rasa sorgen. Dann endlich wird der Messias kommen und alles wieder heil machen. Solchen Verwüstungsvisionen begegnet man bei Benjamin etwa in seinen *Denkbildern*, wo er einen Tagtraum schildert, der ihn in Paris am Nationalfeiertag überkommt: Plötzlich sieht er die Massen von einem dionysischen Gewaltrausch gepackt, womit das Freudenfest sich in eine einzige Feuersbrunst verwandelt. In der Abhandlung *Der destruktive Charakter* spricht er Vernichtungsorgien sogar eine apollinische Schönheit zu und plädiert dafür, um einer nie dagewesenen Einfachheit willen alles, was diese Einfachheit verhindert, mit jugendlicher Kraft zu zertrümmern. Auch in seinem *Theologisch-politischen Fragment* finden sich haufenweise Sätze, in denen vom Messianischen die Rede ist sowie davon, dass „im Glück alles Irdische seinen Untergang erstrebt“, woraus sich für Benjamin das Programm einer „Weltpolitik“ ergibt, „deren Methode Nihilismus zu heißen hat“.<sup>17</sup>

Die griechische Antike kennt solche Vernichtungsvisionen nicht, sondern nur die Bibel. Im Untergangsdrang spricht sich die Hoffnung aus, dass danach alles gut wird. Doch davor muss aller falsche Zauber verschwinden. Schon Platon wollte entzaubern, allerdings nur mit Argumenten. Er war der erste Medienkritiker, aber kein Bilderstürmer, der mit der Axt in der Hand auf Götzenbilder einschlug. Er wollte Homers und Hesiods Mythen von heiklen Fantasien gereinigt wissen und plädierte dafür, philosophisch nüchtern zu bleiben, statt sich poetisch zu überhitzen. Heutzutage müsste Platon verzweifeln. Die Bilderflut ist allgegenwärtig geworden. Allerdings sehen wir uns inzwischen auch mit Reinigungsaposteln konfrontiert, die nicht argumentativ, sondern mit Gewehren die Welt von falschen Bildern befreien wollen. Von der Zertrümmerung der Buddha-Statuen von Bamyan bis zur Zerstörung der Weltkulturerbestätten in Syrien und Mali setzt sich fort, was einst Calvin und Zwingli in unseren christlichen Regionen begonnen haben.

Das Wechselspiel von Zauber, Entzauberung und Wiederverzauberung ist älter als die Neuzeit. Mit der These von der Entzauberung liegt man nie falsch. Doch liegt man mit ihr

---

<sup>17</sup> Walter Benjamin: *Denkbilder*. Gesammelte Schriften IV, 1, Ffm. 1980, pp. 434 f., 396 ff.; GS IV, 1, pp. 434 f.; *Theologisch-politisches Fragment*. GS II, 1, pp. 203 ff.

auch richtig? Vielleicht handelt es sich bei all dem ja weniger um die Entzauberung der Welt als um die Entzauberung von Weltbildern. Dazu gehören nicht nur Mythen und Religionen, sondern auch philosophische, soziologische und wissenschaftliche Theorien, deren Aufstiegs- und Verfallsdaten immer schnelleren Rhythmen zu gehorchen scheinen. Bestes Beispiel dafür ist der Marxismus, der eine Weile der halben Welt als Erklärungsmodell für alles und jedes galt, in wenigen Jahren jedoch seine Attraktivität verloren hat. Inzwischen gehen wir mit Lyotard davon aus, dass die Zeit der großen Erzählungen – sprich der allumfassenden Weltbilder und Welterklärungen – vorbei ist, wobei die These vom Ende der großen Erzählungen inzwischen selbst zur großen Erzählung geworden ist. Manchmal werden Welterklärungsmuster auch einfach fad, so wie Beziehungen fad werden und man das Gerede des Andern einfach nicht mehr hören kann, ganz unabhängig davon, ob er Recht hat oder nicht. Für diese Art der Entzauberung kann der Andere manchmal gar nicht viel. Er wiederholt sich halt bloß noch und hat nichts Neues mehr zu sagen. Der Charme ist weg, es funkt nichts mehr, man dreht sich im Kreis. Vielleicht hat auch Max Webers Entzauberungsthese einfach jenen geschichtsphilosophischen Zauber verloren, der vor hundert Jahren darin bestand, dass man glaubte, das Wesen der Moderne endlich auf den Punkt gebracht zu haben.

Trotzdem bleibt das Gefühl, dass Max Weber nicht Unrecht hat. Die Arbeitsteilung, die Spezialisierung, die Bürokratisierung, die Ökonomisierung, die Technisierung und Funktionalisierung, rauchende Schloten, die die Natur verdrecken, die urbane Anonymisierung, die schwindende Bedeutung der Religion als sinnstiftender sozialer Kitt und andere Auflösungsphänomene sprechen für seine These. Abgesehen davon hat schon Max Weber in *Die Protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus* hervorgehoben, dass sich bei Luther und den Puritanern lediglich etwas zuspitzt, was nicht neu in der Geschichte ist. „Jener große religionsgeschichtliche Prozess der *Entzauberung* der Welt“, schreibt er, „welcher mit der altjüdischen Prophetie einsetzte und, im Verein mit dem hellenischen wissenschaftlichen Denken, alle *magischen* Mittel der Heilssuche als Aberglaube und Frevel verwarf, fand hier seinen Abschluss.“<sup>18</sup>

Entzauberung lässt sich leichter diagnostizieren als Zauber, und zwar schon deshalb, weil Zauber nach unserem Verständnis keine analytische Durchdringung verträgt. Nietzsches Vorwurf an Sokrates lautet ja schließlich, dass er mit seiner Vernünftelei der dionysischen Welt den Todesstoß versetzt hat. Entzauberung ist demnach am Werk, wo das Denken eingreift und die Dinge nicht mehr für selbstverständlich hält.

Vielleicht hat das Gefühl, dass die Welt früher zauberhafter war, aber auch schlichtweg damit zu tun, dass der Blick zurück ein anderer ist als der aufs Jetzt. Aus heutiger Sicht hat jenes Maschinenzeitalter, das sich auch Gründerzeit nennt und in dem Max Weber gelebt hat, in Gestalt von

---

<sup>18</sup> Max Weber: *Die Protestantische Ethik und der „Geist“ des Kapitalismus* (1904/05; mit Zusätzen aus der 2. Fassung von 1920), ed. Klaus Lichtblau, Johannes Weiß, Weinheim 1993, p. 178, Fn. 163

Bahnhofskathedralen, mächtigen Eisenbahnbrücken, Industriepalästen und solchen Zechen und Fabriken, die inzwischen zum Weltkulturerbe gehören, Grandioses hinterlassen. Dass wir dabei nicht an die sozialen Verhältnisse denken, denen sich diese Wunderwerke verdanken, versteht sich von selbst. Beim Anblick der Akropolis kommen uns ja auch nicht sofort jene Sklaven und Frauen in den Sinn, die in der attischen Demokratie nichts zu melden hatten. Zauber und Entzauberung haben mit historischem Abstand zu tun. Vermutlich ist noch selten jemand auf die Idee gekommen, die Jetztzeit als zauberhaft zu rühmen.

Angesichts der rasenden Entwicklungen, die in wenigen Jahren unsere Universitäten in Ausbildungsanstalten verwandelt haben, mutet so manchem die eigene Studienzeit, in der es noch keine Computer gab und man noch Bücher las, wie ein Paradies an, das aus endlosem Diskutieren und Debattieren bestand und in dem Begriffe wie Exzellenz und Effizienz unbekannt waren. Auch gab es bis vor kurzem noch einen fast magischen Glauben an die Schrift und an den Geist. Dabei ist nicht nur an die Heilige Schrift und auch nicht nur an Goethe und Schiller zu denken, sondern an die Schriften von Marx und Engels oder an die Offenbarungen von Benjamin und Adorno, an diese der Negation verpflichteten Evangelien, mit denen viele von uns die Welt in aller Tiefe meinten durchleuchten zu können.

Als Max Weber die Verwissenschaftlichung als wichtigstes Indiz für die Entzauberung der Welt anführte, galt Bildung als höchste Form menschlicher Selbstkultivierung. Bis zum Bologna-Kahlschlag versuchte man Humboldts Ideal einer Bildung um der Bildung willen noch hochzuhalten. Inzwischen hängt kaum noch jemand diesem Zauber an. Der Dichter und Kulturkritiker Matthew Arnold klagte schon im 19. Jahrhundert, dass bloß in Oxford noch der Rest eines zauberhaften Mittelalters anzutreffen ist. Als „home of lost causes and forsaken beliefs“ besingt er diesen Ort, an dem man auf verlorenem Posten einer vergangenen Geisteshaltung nachhängt.<sup>19</sup>

Joachim Ritter wiederum hat darauf hingewiesen, dass wir erst seit der Neuzeit Landschaft ästhetisch erleben und Natur nicht mehr nur als Gebrauchsding ansehen, auf das wir auf Gedeih und Verderb angewiesen sind.<sup>20</sup> Erst im 18. Jahrhundert erscheinen philosophische Abhandlungen über das Naturschöne und Erhabene, die bedeutendsten von Edmund Burke und von Immanuel Kant.<sup>21</sup> Dass man Natur auch damals noch anders als nur mit leuchtenden Augen betrachten konnte, davon kündigt das Tagebuch des jungen Hegel aus

---

<sup>19</sup> Matthew Arnold: *Essays in Criticism* (1865), Oxford 1918, pp. 7 f.: „Beautiful city! so venerable, so lovely, so unravaged by the fierce intellectual life of our century, so serene! ... whispering from her towers the last enchantments of the Middle Age. ... Home of lost causes, and forsaken beliefs, and unpopular names, and impossible loyalties!“ (Preface)

<sup>20</sup> Joachim Ritter: *Landschaft. Zur Funktion des Ästhetischen in der modernen Gesellschaft* (1963). In: *Subjektivität*, Ffm. 1989, pp. 141-163

<sup>21</sup> Edmund Burke: *A Philosophical Enquiry into the Origin of Our Ideas of the Sublime and Beautiful* (1757); Immanuel Kant: *Kritik der Urteilskraft* (1790)

seiner Zeit in Bern, wo er ein paar Jahre lang Hauslehrer war. Die Alpen sind für ihn, wie er 1796 nach einer Wanderung notiert, nichts als „aufgetürmte Granitblöcke ...“, die die Natur zwecklos übereinanderwarf“. Und weiter schreibt er: „Ich zweifle, ob ... der gläubigste Theologe es wagen würde, der Natur ... in diesen Gebirgen ... den Zweck der Brauchbarkeit für den Menschen zu unterlegen, der das Wenige, Dürftige, das er benutzen kann, mit Mühe ihr abstehlen muss. ... Weder das Auge noch die Einbildungskraft findet auf diesen formlosen Massen irgendeinen Punkt, auf dem jenes mit Wohlgefallen ruhen ... könnte. ... Die Vernunft findet in dem Gedanken der Dauer dieser Berge oder in der Art von Erhabenheit, die man ihnen zuschreibt, nichts, das ihr imponiert, das ihr Staunen und Bewunderung abnötigte. Der Anblick dieser ewig toten Massen gab mir nichts als die einförmige und in die Länge langweilige Vorstellung: *es ist so*.“<sup>22</sup>

Gerade aufgrund der Vermessung der Welt und der gnadenlosen Ausbeutung der Ressourcen und allem Verheerenden, das daraus folgt, gibt es die Gegenteilstendenz, Natur mit verklärtem und verklärendem Auge zu betrachten. Vielleicht ist erst, wer nicht mehr in Ar und Hektar rechnen muss, sondern den Blick ohne Not über Wiesen, Berge und Wälder schweifen lassen kann, in der Lage, in der Natur vor allem Wunderbares zu sehen. Cézanne klagt über den dumpfen Blick der Bauern, die in der Natur nur sehen, was ihnen Ertrag einbringt oder zu Verlusten führt. „Bei den Landleuten“, erklärt er in einem Gespräch, „habe ich zuweilen gezweifelt, ob sie wissen, was eine Landschaft ist, was ein Baum ist. ... Ich bin manchmal spaziergegangen, ich habe einen Bauern hinter seinem Karren begleitet, der Kartoffeln auf dem Markt verkaufen fuhr. Er hatte den Sainte-Victoire niemals wirklich gesehen. Sie wissen, was da gesät ist, hier, da, am Weg entlang, wie morgen das Wetter sein wird, ob der Sainte-Victoire seinen ‚Hut‘ hat oder nicht, sie fühlen es wie die Tiere, wie ein Hund weiß, was dieses Stück Brot ist, allein nach ihren Bedürfnissen, aber dass die Bäume grün sind und dass dieses Grün ein Baum ist, dass diese Erde rot ist und dass dieses rote Geröll Hügel sind, ich glaube wirklich, dass die meisten es nicht fühlen, dass sie es nicht wissen, außerhalb ihres unbewussten Gefühls für das Nützliche.“<sup>23</sup>

Der englische Priester und Dichter Gerard Manley Hopkins beschreibt Mitte des 19. Jahrhunderts auf Hunderten von Seiten Wolken und Winde und Flüsse und Sonnenaufgänge und Farben und Düfte, und zwar so poetisch und präzise zugleich, dass jeder Maler neidisch werden müsste.<sup>24</sup> Ebenfalls in England sind in jüngster Zeit erstaunlich viele Bücher mit endlosen Naturschilderungen erschienen, die sich zwischen Dichtung und wissenschaftlicher Beobachtung bewegen. Häufig werden dort Orte und Plätze erkundet, an denen die Wandlungen von Natur und Geschichte sich vielsagend überschneiden und die das Ineinander aus menschlichem und

---

<sup>22</sup> G. W. F. Hegel: Auszüge aus dem Tagebuch der Reise in die Berner Oberalpen (1796). Werke 1, Frühe Schriften, Ffm. 1971, pp. 617 f.

<sup>23</sup> Gespräche mit Cézanne. Hg. v. Michael Doran, trad. Jürg Bischoff. Zürich 1982, pp. 148 f.

<sup>24</sup> Gerard Manley Hopkins: Journal. Journal (1866-1875) und Frühe Tagebücher (1863-1866). Trad. Peter Waterhouse. Salzburg/Wien 1994

nicht-menschlichem Leben erhellen. Als bekanntestes Beispiel darf Helen Macdonalds *H is for Hawk* – auf Deutsch *H wie Habicht* – gelten, das nur eines unter vielen ist, die wild Gebliebenes in unserer Zivilisation erforschen.<sup>25</sup> Auch den hiesigen Bestseller *Das geheime Leben der Bäume* könnte man als Beispiel für diese neue, auf Einfühlung bedachte Naturzugewandtheit anführen. Oder Thomas Hettches jüngsten Roman *Pfaueninsel*, in dem er die Welt von vor zweihundert Jahren wiedererstehen lässt, was bedeutet: eine Welt vor Darwin, in der Naturschönheit noch um ihrer selbst willen zu existieren schien und nicht durch eine Selektionslogik erklärt wurde, die in jeder Art von Pracht bloß Zweckhaftes entdeckt.<sup>26</sup>

Die Entzauberungstheorie bildet die Kehrseite selbstherrlicher Aufklärungseuphorie. Kant ist der Meinung, dass die Welt vor ihm in selbstverschuldeter Unmündigkeit verharrt war. Mit der Inthronisation selbstkritischer Vernunft, die metaphysisches Theologisieren über den Sinn des Seins als unsinnig verwirft, proklamiert er den größtmöglichen Bruch in der geistigen Menschheitsgeschichte. So gut wie alles, was zwischen Platon und Spinoza gedacht worden war, erschöpft sich aus seiner Sicht in bodenlosem Spekulieren und Spintisieren. Erst in der Neuzeit, glaubt Kant, setzt jene radikale Reflexion ein, die keinen Stein auf dem anderen lässt und alles Frühere als falschen Zauber entlarvt. Was wir hier erleben, ist das Schauspiel einer von sich selbst bezauberten Aufklärung.

Seither erleben wir in immer kürzeren Abständen, wie die eine Entzauberung der anderen folgt. Seit im Netz mit wenigen Klicks die Weltliteratur abrufbar ist, muten ehrfurchtgebietende Bibliotheken bereits atavistisch an. In wenigen Jahren haben sie ihre Aura verloren, auch wenn sie nach wie vor herrlich anzuschauen sind. Geistige Arbeit findet seit knapp zwei Jahrzehnten so gut wie nur noch am Computer statt. Dort liest und denkt man anders als am altehrwürdigen Sekretär oder im vielzitierten Ohrensessel. Die Digitalisierung verwandelt Bücher in Textmaterial, das man mit Suchmaschinen durchforstet. Das Lesen von Satz zu Satz und von Seite zu Seite weicht einem Hüpfen von Stichwort zu Stichwort, von Belegstelle zu Belegstelle. Was dabei geschieht, ist ein checkendes Drüberhuschen, bei dem man auf Fang aus ist. Es hat mehr mit Jagen zu tun als mit mönchischem Sich-Versenken. Allerdings kann einen auch diese Art von Jagd stunden- und tage- und nächtelang absorbieren, ganz anders als Bücher, die man immer wieder für eine Weile weglegt. Im Netz jagt man und schwimmt zugleich in einem Meer aus Links und Verweisen. Was bislang als Gegensatz galt, nämlich Konzentration und Ablenkung, wird hier eins. Eine Bibliothek, in der man auf einer Leiter steht und in einem Folianten blättert, wirkt inzwischen tatsächlich wie ein Spitzweg-Idyll. In einem berühmten Schiller-Gedicht heißt es: Auch das Schöne muss sterben, das Menschen und Götter bezwingt. Nur geht es diesmal nicht um die antike Götterwelt, sondern um eine recht junge Vergangenheit, die im Moment noch eine Spur von Gegenwart besitzt.

---

<sup>25</sup> Helen Macdonald: *H is for Hawk*. London 2014

<sup>26</sup> Thomas Hettche: *Pfaueninsel*. Roman. Köln 2014

Doch wir fallen auch heute nicht ins vollkommen Zauberlo-  
se. Trotz oder gerade wegen weiterer Verwissenschaftli-  
chung und technischer Spezialisierung verwandeln wir uns –  
wie schon Max Weber hervorgehoben hat – nicht in wirklich  
rational tickende Wesen. Zwei Bereiche bleiben bereits für  
Weber unangetastet von jeder Entzauberung: die Erotik und  
die Kunst. Auch wenn die Erotik sich durch Kommerzialisie-  
rung profaniert und die Kunst in manchen Bereichen an ihrer  
eigenen Entzauberung laboriert, sind wir hier wie dort mit  
Erfahrungen konfrontiert, die sich nicht in den Griff kriegen  
lassen und ihr Faszinosum behalten. Im Übrigen bleibt ein  
wesentlicher Teil der Welt weiterhin rätselhaft, da die Letz-  
ten Dinge nach wie vor ungeklärt sind und nach wie vor zu  
endlosen Spekulationen über den Sinn des Seins Anlass  
geben, Urknall-Theorie hin, Urknall-Theorie her. Warum es  
überhaupt etwas gibt und nicht vielmehr nichts, wissen wir  
bis heute nicht und werden es vermutlich auch nie erfahren.  
Der Zauber überlebt jede Entzauberung.

Anschrift des Verfassers:  
Stollenweg 4 B, 79299 Wittnau

\* \*

\*